

Die Jagd hat, in vorgeschichtlichen Zeiten beginnend, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Kunst und Kultur reich befruchtet. Es gibt, (wenn man, was sich von selbst versteht, Religion und das in alter Zeit damit aufs engste verbundene Staatswesen ausnimmt,) kaum ein Lebensgebiet, von dem für die Graphik, die Malerei, die Bildhauerei, für das Kunstgewerbe und selbst für die Architektur so viele Anregungen ausgegangen sind, wie von ihr. Auch die Musik hat ihr viel zu verdanken, eines der orchestral wichtigsten Blasinstrumente (um nur ein Beispiel zu nennen) wurde von Jägern entwickelt. Und seit Homer gibt es jagdliche Dichtung, die dann immer wiederkehrt: in der germanischen Göttersage, im Nibelungenlied, um die Höfe europäischer Könige und Kaiser, in Deutschland um Heinrich den Vogler, um den großen Hohenstaufen Friedrich den Zweiten, um Maximilian den letzten Ritter, ganz zu schweigen von den Traktaten über Jagd von Plato bis Ortega y Gasset und von den ungezählten Büchern über Falknerei, Jagen und Vogelstellen. Wer Sammler von Jagdliteratur ist, weiß, welche Fülle von frühen und frühesten Jagdwerken es gibt, die zum Teil als große Kostbarkeiten in Staatsbibliotheken verwahrt werden.

In der klassischen Literatur beleben der Jäger und sein Wild Fabeln, Lieder und Balladen. Nur Goethe, der dem Fischer mehrmals dichterische Ehren zuteil werden ließ, verwehrt dem Jäger Eingang in sein Werk und rächt sich damit für ausgestandene Unbequemlichkeit, Langweile und verhaßten „Rauch des Tabaks“, die er als junger Minister in den Jagdlagern seines herzoglichen Freundes und Herrn hatte ausstehen müssen.

Die Romantiker haben alte und neue Jägerlieder zu starkem Klängen gebracht, die Zeit des Biedermeier, die uns den Vater Dietzel schenkte, ist voll von ihnen. Aber erst der Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat die Jagd so, wie sie ist, als Äußerung ursprünglichster Lebenskraft erfaßt und nun auch erzählerisch ausgewertet und gestaltet.

Als den Begründer solcher Kunst jagdlichen Erzählens nennt man

2013

© Jagd- und Kulturverlag
Ried bei Ottacker 3, D-87477 Sulzberg/Allgäu
Tel.: 0049 (0) 8376/611 – Fax: 0049 (0) 8376/8280
www.jadgbuecher.de
E-mail: info@buch-express.de
Bei Interesse bitte kostenlose Listen anfordern
Jagd, Fischzucht, Angeln, Pferde, Forst, Garten

ISBN 978-3-925456-88-6



Wilhelm Leibl: Der Jäger (Anton von Perfall), 1876

ANTON FREIHERR VON PERFALL

AUF DER WURZHÜTTE

und andere jagdliche Erzählungen

Herausgegeben und eingeleitet von

LUDWIG BENEDIKT FREIHERR V. CRAMER-KLETT

Jagd- und Kulturverlag
Sulzberg / Allgäu
2013

meist Turgeniew mit den „Aufzeichnungen eines Jägers“. Diese Aufzeichnungen aber, so viel sie über Wald, Wild und Jägergestalten auch aussagen, wurden um innerpolitischer Gedankengänge willen niedergeschrieben. Der eigentliche, wirklich befreiende naturalistische Ausbruch erfolgte um mehrere Jahrzehnte später. Der erste Jagddichter in seinem Sinn ist Anton von Perfall gewesen.

Der Toni Perfall, wie seine Verwandten und Freunde ihn nannten, entstammte einem altbayrischen Rittergeschlecht, das im Lauf der Jahrhunderte die besten Eigenschaften des Landadels fortentwickelt hatte, den geraden und edlen Sinn, das Gefühl für Verantwortung und beispielgebende Haltung und die starke Verbundenheit mit Natur und Landschaft. Woher den Perfalls auch das Künstlertum ins Blut gekommen war, weiß ich nicht.

Antons Onkel, seines Vaters jüngerer Bruder, Karl Freiherr von Perfall, war Komponist und Schriftsteller und wurde als solcher Intendant der bayrischen Hofbühnen unter Ludwig II., dem gerade seinen Theatern gegenüber so sehr anspruchsvollen Märchenkönig.

Ein zweiter Karl von Perfall, Antons älterer Bruder, war unter dem Pseudonym Theodor von der Ammer ein bedeutender Romancier und Feuilletonist, als solcher durch viele Jahre bis in den Ersten Weltkrieg hinein Leiter des Feuilletons an der Kölnischen Zeitung.

Auch Antons Vater Maximilian, der Familienchef im wallenden Patriarchenbart, verantwortungs- und standesbewußter Herr auf Greifenberg und Landrat in Landsberg am Lech, war ein Freund und Förderer der Künste.

Es bedurfte für Anton nur des rechten Anstoßes, um so viel kulturellem und schöpferischem Erbgut zum Ausbruch aus anezogener Altväterlichkeit und standesgemäßer Zurückhaltung zu verhelfen. – Er sollte nicht ausbleiben.

Alles Wertvolle in der Kunst ist elementar. Dem Erklärten und Gewollten, so findig es sich auch in den Kunst- und Büchermarkt und vor allem in die Spalten der Zeitschriften hineinzudrängen weiß, fehlt die sich durchsetzende, „die Herzen aller Hörer . . .“ zwingende Kraft. Deshalb scheint es so, als walteten über dem Leben der Berufenen wachende und lenkende Geister.

Anton von Perfall hatte das Gymnasium absolviert, war Studiosus der Philosophie, saß, ein hochgewachsenes, kraftvolles junges Mannsbild, auf dem väterlichen Schloß am Ammersee und wußte noch nicht recht, welchen Weg ins Leben er einschlagen sollte. Die Freude am Schreiben

und Dichten muß sich damals schon in ihm geregt haben, aber was bedeutet das in diesem Alter!? „... der Lenz, der sang für sie . . .“ singt der lebensweise Hans Sachs in Wagners Meistersingern. Fast in jedem jungen Herzen lebt ein Stück Dichtung, blüht auf und verblüht mit den ersten Träumen von Liebe und Glück.

Anton von Perfalls Vater interessierte sich für einen jungen Maler, den ein unstetes, von Geldsorgen bedrängtes Künstlerleben eines Sommers an den Ammersee verschlagen hatte. Er ließ sich von ihm porträtieren. Dieser Maler war der damals noch unerkannte Wilhelm Leibl, der einer der bedeutendsten bildenden Künstler seiner Zeit werden sollte. Der Toni hatte dem hünenhaften Sonderling eine Jagdeinladung seines Vaters zu überbringen. Aus diesem Zusammentreffen entstand in der Folge eine für Perfalls künstlerisches Werden richtunggebende Freundschaft und, sie krönend, eines der schönsten Leibl-Bilder. Das Bild „Der Jäger“, das sehr bald in die Berliner Nationalgalerie gewandert ist und neben den in Paris preisgekrönten „Dorfpolitikern“ Leibls Ruhm begründete, stellt den jungen Anton Perfall am Ufer des Ammersees in *seiner* Landschaft und in seiner unlösbaren Bindung zu ihr und zur Jagd dar. Das innerste Wesen dieses eben erst ins Leben hineinwachsenden Landbarons war es, das Leibls von Äußerlichkeiten unbestechliches Künstlerherz bezwang. Das daraus entstandene Werk ist zu einem Stück Kunstgeschichte geworden. Ebenso zwingend hat dieses sein Wesen Perfall selber zum Bahnbrecher jagdlicher Dichtung, zu einem der stärksten deutschsprachigen Erzähler des veredelten Naturalismus um die Jahrhundertwende gemacht. Die Begegnung dieser zwei ihrer Herkunft nach grundverschiedenen, ihrer Bestimmung nach nah verwandten Männer – das Leben hat sie bald wieder auseinandergeweht, die äußere Verbindung währte nicht länger, als bis ihre Zwecke erfüllt waren – hat den älteren auf seinem Weg bestärkt und den jüngeren seiner Kräfte und Ziele bewußt werden lassen gemacht.

Aber die guten Geister hatten damit noch nicht aufgehört um und für dieses dem Schöpferischen bestimmte Leben zu walten. Ein Glück, das nur wenigen Sterblichen beschieden ist, war ihm noch aufbewahrt, das Glück einer erfüllten großen Liebe für's Leben. Im Hause seines Onkels Karl, des Intendanten, lernte Anton die trotz ihrer Jugend damals schon auf der Höhe einer glänzenden Bühnenlaufbahn angelangte Magda Irschick, die große Tragödin vom Wiener Burgtheater, kennen.

Sie wurde seine Frau. Nichts, keine Vorurteile des Standes, keine Bedenken innerhalb der Familie vermochte das Zueinander dieser beiden Herzen aufzuhalten. Die nicht eben leicht erkämpfte Heirat hat Perfall aus ungezählten hemmenden Bindungen seines bisherigen Lebenskreises

herausgeführt und ihm zugleich unausweichliche Arbeitspflichten auferlegt. Aus dem Vollblutkünstlertum seiner Lebensgefährtin sind ihm dabei reichste fördernde Kräfte zugeströmt.

Während der ersten Ehejahre begleitete er sie, die ihren Beruf weiter ausübte, auf großen, über den Ozean und um die halbe Welt führenden Gastspielreisen. Trotz der Fülle des in der Fremde Geschauten und Erlebten ist kaum anzunehmen, daß der seßhafte, mit allen Wurzeln seines Wesens der alten Heimat verbundene Landedelmann sich dabei immer glücklich gefühlt hat.

Die über seinem Leben freundlich waltenden Kräfte ließen ihn aber, nachdem Wanderschaft und große Welt ihm Blick und Kenntnis geweitet und die zur Meisterung des äußeren Lebens notwendigen Kräfte entwickelt hatten, auch die ihm und seinem Schaffen letztlich gemäße Umgebung finden.

Nach unsteten Jahren verwirklichten die Liebenden einen wahrscheinlich von Anfang an gehegten und mit beiderseitiger Arbeit vorbereiteten Plan. Nicht gar weit entfernt von Antons Jugendheimat, wurden sie am Schliersee in einer hübschen Villa seßhaft. Magda Irschick beendete – ein in unseren Starzeiten unglaublich anmutender Entschluß! –, um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, ihren triumphalen Weg über die Bühnen der Welt. Sie hat auf ihm nie einen Abstieg erlebt.

Drei freudenvolle Jahrzehnte, den Sommer und Herbst seines Lebens, hat Perfall in Schliersee verbracht und erlebt: glücklich durch die geliebte Frau, die, es ist keine Übertreibung es zu sagen, jeden, der in ihre Nähe kam, mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit eroberte. Ihrem starken und dabei im Grundton frohen Temperament, ihrer mitreißenden Frische und ihrer, darin war sie ganz Österreicherin, immer mit dem Herzen verbundenen Klugheit konnte sich niemand verschließen. Glücklich durch die heranblühenden Töchter, deren eine, Magdalena, als vorzügliche Schauspielerin auf den Bühnen des Münchner Staatstheaters der Mutter nachfolgen sollte. Glücklich durch reiches Schaffen als Schriftsteller, mit dem er sich langsam, aber in stetig steigender Kurve durchsetzte, glücklich durch einen allmählich wachsenden echten Freundeskreis: vor allem die zahlreichen um den Tegernsee ansässigen Künstler und Dichter und viele junge oder auch schon erfolgreiche Bühnentalente, die sich bei Magda Belehrung und Rat holen wollten, kamen in die Villa am Schliersee. Glücklich nicht zuletzt durch das Weidwerk, das ihm neben anderen Einladungen vor allem die noble Gastfreundschaft zweier hoher Gönner und zwar zu allen Gezeiten des Jagdjahres ermöglichte.

Der Herzog Karl Theodor in Bayern, dessen hoher Ruf als Musiker,

Augenarzt, Stifter einer bedeutenden Augenklinik und Wohltäter ungezählter Menschen ihn lange überlebt hat, einer der vornehmsten Männer seiner Zeit, und der Fürst Albert von Thurn und Taxis, durch Güte und nobles kulturelles und caritatives Wirken gleichermaßen verehrt und geachtet, hatten die Bedeutung Perfalls in der Literatur der Zeit erkannt und wußten überdies, daß er ein untadeliger, aus bester Schule kommender Jäger war. Großzügig und mit allen Freiheiten öffneten sie ihm ihre Hochwildreviere um den Schliersee und in der Valepp. Sie sind damit, ohne daß sie es von Anfang an wissen konnten, zu Mäzenen eines jagdlichen Schrifttums geworden, das avantgardistisch in die deutsche Literatur einbrechen sollte.

Perfalls Romane – zu Anfang waren es fast nur Romane, die er, auf den Verdienst aus seiner Feder angewiesen, schrieb – fanden eine langsamere Aufnahme, als die anderer erfolgreicher Romanciers jener Zeit. Sie haben, wie fast alle Romanliteratur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die Generation, für die sie geschrieben waren, kaum überlebt. Liest man sie aber heute, so versteht man, daß sie sich gerade damals nur allmählich durchsetzten, daß ihrem Autor kein rascher Flug zur Höhe, wie etwa Ganghofer, beschieden sein konnte. Die Romanleser jener Zeit waren zu einem hohen Prozentsatz Damen der Gesellschaft, die ihre anderweitig nicht ausgefüllte Zeit mit möglichst angenehmer, je nachdem sentimentaler, erheiternder, spannender, gruseliger oder wohlbemäntelt frivoler Lektüre ausfüllten. Anton von Perfall hat ihnen wenig Zugeständnisse gemacht. Auch als Romanschriftsteller und schon in seiner Frühzeit zeigt sich bei ihm die naturalistische Grundhaltung. Er findet zwar formell, vor allem sprachlich, zunächst noch nicht aus der Konvention heraus, und räumt sehr oft der „Idee“, den Themen, die er sich gestellt hat, und um die herum er schreibt, zu weitgehende, den Wert des Kunstwerkes gefährdende Rechte ein. Aber er ist bei alledem um wirkliche, um lebendige Gestalten, um psychologische Folgerichtigkeit und um unschwülstige Handlung bemüht. Und so wünschte man's damals nicht – *noch nicht*. Man wollte noch keine unidealisierte Wirklichkeit, wollte nicht eindringen bis zum Kern, wollte es überhaupt so ganz genau nicht wissen. Perfall hatte 1877, im Todesjahr seines Vaters, vierundzwanzigjährig, geheiratet. Erst zu Ende der Achtzigerjahre wachsen die Auflagen seiner Bücher, nimmt das Interesse der Verleger zu. Dabei war er unermüdlich fleißig. Er muß mehr als zwanzig, zum Teil sehr umfangreiche Romane und daneben viele längere Erzählungen geschrieben haben. „Gift und Gegengift“, „Dämon Ruhm“, „Das verlorene Paradies“, „An der Tafel des Lebens“, „Der Freyhof“, „Förster Söllmann“, „Baronin Burgl“

ihm vereinigen. Gewisse, insbesondere auf die Einführung in das Milieu sich beziehende Wiederholungen ließen sich hierbei, trotz kleiner Streichungen, nicht ganz vermeiden. Andererseits ist es etwas Wunderbares und für den Leser eine eigene Beglückung, an sich vorüber ziehen zu lassen, was alles an Naturerlebnis, menschlichen Verflechtungen und bunten Freuden ein starkes Künstlerherz zu gestalten vermag, auch wenn als Hintergrund nur ein kleiner Fleck Erde bei immer gleichbleibenden äußeren Gegebenheiten dient.

Und das ist zu guter Letzt auch der Hinweis, den man aus dieser Lektüre empfangen müßte, den man sich vielleicht von diesem Buch erhoffen darf:

Was alles an Schönheit und Bereicherung ist um Wild und Weidwerk, strömt von ihnen denen zu, die Sinne haben, es aufzunehmen! Und welche Verpflichtung des Erhaltens und Beschützens, des bewußten Sichwidersetzens erwächst unserer Jägenergeneration daraus, die dazu verdammt ist, in einer Zeit der bürokratisch gelenkten Wildfeindlichkeit zu leben! Wenn's uns einmal zu dumm werden will, oder wir Gefahr laufen, selber nicht mehr zu wissen, wo wir hingehören, dann flüchten wir uns für eine Stunde unter das Dach der *alten*, ach längst durch andere geschäftstüchtige Gebäude ersetzt Wurzhütte und holen uns Rat beim glutäugig schwarzbärtigen Baron und seinem Jakl. Die schöne warmherzige Sprache des einen, die mitunter der groben Deutlichkeit nicht ermangelt, und der derb überlegene Spott des anderen werden uns die rechte innere Haltung wiedergeben.

Hohenaschau, im September 1963

LUDWIG BENEDIKT FRHR. V. CRAMER-KLETT

INHALT

ZUM GELEIT	3
DER JÄGER	17
DAS ALTE SCHLOSS	23
DIE RITTER VOM MOOR	30
AUERHAHNFALZ	38
DER KÖNIGLICHE HAHN	45
DER HAHN VOM SCHINDELGRABEN	52
DER TAFERLBAM	59
SPIELHAHNFALZ	65
BLATTZEIT	72
ERSTES FELD	77
DER BLESSENBOCK	86
PRRR - PRR - PRRRR	94
IM MOOS	100
DIE WÄCHTER DES TALS	105
AUF DER WURZHÜTTE	113
DIE NACHT DER LIEBE	119
DIE UNRUH	126
DER EROBERER	135
MONDSCHHEIN	143

DIE BEIDEN »WEHDAMS«	152
OKTOBER	165
DER WIRT VON SCHEFFELDING	171
OH, DIESE HASEN!	178
GAMSJAGEREI	185
DAS ALMMANDL	194
IN DER LETZTEN STUNDE	205
WILDFÜTTERUNG	213

DER JÄGER

Seltsam, wie die Kettenglieder des Lebens sich verschiedenartig ineinanderfügen! Einmal mit betäubendem Schmiedelärm, Essenssprühen und Muskelschwellen, dann wieder ganz unmerklich, als ob sie aus Wachs wären, daß man ihren Schluß gar nicht merkt, und gerade die sind oft die festesten, wenn man nach Jahren einmal vielleicht die Stärkeprobe macht.

Ein richtiger Junker, festgewurzelt auf seinem Boden, der Heimat seiner Sippe seit 400 Jahren; das alte Schloß weit hinausblickend über das schönste bayrische Land bis zur Alpenkette, seine ganze Jugend erfüllend, sein ganzes Denken und Empfinden, in altväterlicher Enge erwachsen, mehr instinktiv von dem ehernen Schritt einer neuen Zeit durchzittert, – unten ein Dorf am See, – Unterschondorf heißt die längst zerstörte herrliche Idylle von damals, – in einer ärmlichen Fischerhütte ein Maler, – so ein heimatloser Strichvogel, wie sie zu Hunderten alle Jahre am Seegestade einfallen, – ein Norddeutscher. „Red’n tuat er zum schama und grad Schlappschuach hat er an. A Hos’n und a Hemmat, – scho’ a ganz b’sunderer“, so lautete der Bericht.

Im Wirtshaus zu Unterschondorf, im alten, von dem schon längst keine Spur mehr da, trafen sich die beiden, der Junker und der Maler.

Die Stube glich einer Schiffskoje, so enge, so nieder mit dem kleinen rotgestrichenen Fenster, den schweren Deckenbalken, – ewiges Dämmerlicht. Sie konnten sich kaum in die Augen sehen. Ein sonderbarer Maler, mit den breiten Schultern, den klobigen Händen! Ein weißer Hühnerhund zahnte dem Junker unter dem Tisch entgegen. Erst als derselbe sich des väterlichen Auftrages entledigt, der in einer Einladung zur Hühnerjagd bestand, erfolgte die Zurechtweisung. „Kusch, Perdry! Ich weiß gar nicht – das verdammte Vieh! Sie müssen schon entschuldigen – –“

Der Junker war ich, der Maler war Wilhelm Leibl. Wir drückten uns die Hände, – das heißt, er drückte, ich unterdrückte einen Schmerzensschrei, sahen uns fest in die Augen und – ich kann’s ehrlich sagen – waren uns gut von der Stunde.

Zuerst war die Jagd das Gemeinsame, dieses freie Streifen und Abenteuern durch Feld und Wald, Rückenliegen auf Wiesen und Wolkengucken, dann brachte uns der heimliche Abend näher, beim Wirt, beim Kerzenschein. Es blieb nicht bei der Jagd, die genossene Natur führte zur Kunst.

Der schwerfällige Mann erglühte in heiligem Eifer, fluchte, daß die Wände dröhnten, über Unverstand und Stümperei und schwärmte, bis ihm die Augen feucht wurden, von seinen Ehrfürchten.

Ich saß ihm völlig naiv gegenüber, ganz von Natur erfüllt. Das gefiel ihm, da gab's noch was zu bilden. Er weihte mich allmählich in sein Werk ein, noch widerstrebend und doch begierig auf die Wirkung, gerade auf mich. – Sie war eine erschütternde, entscheidende. Er fand vielleicht nie mehr einen so unmittelbaren Gläubigen wie mich, einen so bedingungslosen Anhänger, der mit einem Schlag die absolute unumstößliche Echtheit seiner Kunst erkannte, – das will ich nicht sagen, – herausfühlte, der ohne jede Schulung sofort auf die intimsten Reize seines Pinsels reagierte. Er schätzte das auch, gerade zu der Zeit, in der ihn die Besten nicht voll nahmen, so wenig ihm auch das „Barönchen“, wie er mich in gutmütigem Spott nannte, als Beurteiler nutzen konnte.

Wir wurden Freunde, genossen zusammen selige, frohe Tage. Ein Naturfanatismus hatte uns ergriffen, ein jäher Drang, immer mehr in ihm aufzugehen, alles abzustreifen, was uns dabei hinderlich, – das Gewand am Leibe war uns zuwider. Stunden verbrachten wir nackt auf dem Deck seines Kutters, auf freiem See, bald uns hineinstürzend, bald auf dem Rücken träumend, bald fischend, bald nach Möwen und Tauchern schießend. Oder wir verkrochen uns in das Moos, tief hinein in die Schilfwildnis, – und hielten da eine förmliche Bucht- und See-Siesta. Die Sonne verbrannte uns, der Regen wusch die Farben aus unseren Gewändern; wir waren Wilde geworden, so weit es noch möglich war.

Da stieg plötzlich das Verlangen in ihm auf, mich zu malen, – zwingend wie immer. Es war vielleicht der schöne Traum, den wir zusammen geträumt, den er malen wollte. Er versprach sich viel davon.

„Hinstellen will ich dich, Kerlchen, daß sie gucken sollen!“

Es war August. Der Platz war gleich hinter dem Hause am Seeufer. Er stampfte in der Wiese umher, als ob er ein Haus hinsetzen wollte, hinter ihm kroch Perdry, in sklavischer Unterwürfigkeit, Schritt für Schritt.

Ich blickte hinaus auf den See nach Enten und Tauchern. Es war ein grauer Tag, die lieben sie. Hinter mir schnaubte es: „Teufl, es geht nich – zum Verrücktwerden!“

Ich kümmerte mich nicht darum, ein Hor fesselte mich ganz, der auf

Büchschußweite vom Ufer auftauchte. Vor mir stand ein Weidenbaum, dessen Geäst mir die Sicht darauf nahm. Ich trat auf ein Stück Holz, das in der Wiese lag, – da tauchte der Hor wieder auf. Ich wollte mich wenden, den Freund darauf aufmerksam machen, der auf diese Distanz jeden Hor mit der Büchse schoß – ich blieb in halber Wendung wie erstarrt, so brüllte er mich an. „Halt! Stille! Rühr dich nicht!“ Dabei zog sich seine Stirne in tiefe Falten, und der Blick eines Adlers ruhte auf mir. Die zurückgedrehte Hand schmerzte mich etwas, ich wollte sie wenden – da schoß ihm das Blut in das Gesicht und seine Faust ballte sich. „Willst du die Hand lassen, Mensch!“ Ich sah, wie das Herz ihm schlug, wie er jede Linie mit dem Auge berührte, in sich einsaugte, – in dem Augenblick war das Bild „Der Jäger“ geworden. „Großartig!“ flüsterte er immer wieder, die Augen halb zugekniffen, „und das Bäumchen in der Luft! Wer das so machen könnte!“

„Du!“ erklärte ich.

„Ja, ich! Zum Lachen – keiner!“

„Jedenfalls besser als irgendeiner –“

„Meinst du? Wirklich? Na, dann versuch' ma's halt!“ setzte er in einem komischen bayrischen Dialekt hinzu. Das tat er nur in bester Laune. „Aber mein ‚Hündchen‘ muß auch darauf. Ruf' ihn einmal.“

Perdry folgte nur widerwillig. Ein Zuruf seines Herrn ließ ihn wie vom Blitz getroffen ins Gras sinken.

„Großartig!“ flüsterte er wieder. „Jetzt wartet einen Augenblick, – gleich bin ich wieder da.“

Perdry und ich waren jetzt eines für ihn, seine Modelle. Er eilte dem Hause zu. Wir muckten uns nicht, nur Perdry verdrehte die Augen nach seinem Herrn, und als er endlich mit Staffel und Palette daher stampfte, zitterte er leise mit der Schwanzspitze.

Leibl faßte Posto. Er merkte jede leise Wendung in der Linie, die er mir gezogen, so stand ihm der erste Eindruck fest. Er setzte sich, griff zu Pinsel und Palette, atmete tief auf, – die höchste Anspannung des Willens lag in seinem Blick, in seinem eisernen Antlitz. Jetzt wagte ich es selbst nicht mehr, mich zu rühren. Perdry war nur mehr ein regungsloser weißer Fleck in der grünen Wiese, er wußte längst, was es galt.

Das Werk begann. Die Stellung war mehr als ermüdend, der Arm schmerzte mich. Er achtete nicht darauf. Machte ich eine Miene, eine Pause zu machen, drohte er mir mit der Faust. Er arbeitete mit Anspannung seiner ganzen Kraft, mit zurückgehaltenem Atem. Als er dann endlich selbst aussetzte, stand der obere Teil des Hutes auf der leeren Leinwand, sonst nichts, kein Strich.

Ich sah ihn fragend an: „Keine Skizze, – gar nichts? Da willst du dich nicht irren?“

„Unsinn! Irren! Dann schmeiß ich's kaputt, die ganze Jeschichte.“

Mit dem Hut, ein wenig grauer Hintergrund daran gesetzt, beendigte er die erste Sitzung.

Er malte jeden Tag, unabhängig von der jeweiligen Beleuchtung. – Ein eigenartiges Leben begann. Ein Dritter stand zwischen uns, der Mann auf der Leinwand. Wir nannten ihn „Er“ und sprachen von „Ihm“.

Leibl war glücklich, er beobachtete mich, wenn er hinter mir ging, wenn er an meiner Seite saß, – oft mitten im Gespräch machte er nur mit der Hand ein Richtungszeichen, und ich wandte den Kopf und den Körper danach.

Er lebte nur in mir, ich war seine Welt, in der er immer Neues entdeckte. Mein Wesen erfüllte ihn ganz. So muß man malen, mit der großen Liebe zur Erscheinung im Herzen, gleichviel was sie vorstellt.

In allem und jedem steckt die ganze Schöpfung, nur heraussehen, herausfühlen, das ist die Kunst. Und die war sein eigen. Oft traten bei ihm arge Depressionszustände ein, qualvolle Zweifel stiegen in ihm auf, er vernichtete oft die Arbeit von Wochen mit der Spachtel; oder der Jagdteufel ergriff uns wieder, trieb uns ins Moos, ins Feld, auf den See. Dann spottete er jeder Kunst. „Wozu malt man denn – als ob man je die Natur erreichen könnte – da schau hin – den Baum in der freien Luft – nicht der – weiter links –“

Packte ich ihn dann: „Da hast du's ja – nicht der – warum nicht der, sondern der? – Darin liegt's ja eben, in der Auswahl – darum malt man – das ist die Kunst. – Die Natur kann auch recht langweilig sein, dumm einfach, gräßlich dumm –“

Dann kollerte er wie ein Hahn und konnte nichts erwidern. „Auswahl! Lächerlich! Auswahl! Treff ich eine Auswahl?“ –

„Eben hast du's getan – immer tust du's, unbewußt!“

Am heftigsten ging es oft in den Sitzungspausen her. Das tausendfältige Geäst des Weidenbaumes hinter mir hatte es mir angetan, das er, in meinen Augen, schon mit mehr Bosheit als Kraft bis in die zufälligst sich ergebenden Figuren verfolgte. Ich hielt nicht zurück mit meinem Urteil. Ebenso über den Ast, auf dem ich stand, mit seinen unzähligen Zufälligkeiten, mit deren peinlicher Wiedergabe er sich mühte.

„Das ist einfach Sünde, solche Kraft daran vergeuden – Borniertheit!“

„Natürlich, so reden sie alle – Kraft daran vergeuden! Als ob einer je genug davon hätt', um dem Unbedeutendsten in der Natur gerecht

zu werden. Kraft vergeuden! Wenn ich nur genug davon hätt' für das Bäumchen da –“

Dann träumten wir wieder, im Grase liegend, in die Landschaft hinaus, über Wiese und See. Vor uns das Bild, das stetig herauswuchs aus der Leinwand. Wunderbar legte sich die graue Luft um die Gestalt. Das entzückte ihn selbst – diese weiche Feuchte, aus der sie sich so kräftig hob, und doch wieder nicht zu plastisch, ganz eins mit dem Raum, und die Wiese mit dem zarten Geblümel und der weiße Perdry mitten darin, wie Potter ihn nicht vollendeter gemalt, – nur die über dem Gewehr hängende Hand wollte sich nicht fügen. Sie wollte nicht organisch werden, sah immer aus wie in den Ärmel gesteckt. Das freie, unwillkürliche Hängen kam nicht heraus. Unzählige Male kratzte er sie aus, schalt mich, daß ich ihre Lage immer veränderte. „So eine verdammte Pfote, wegschießen könnt' ich sie dir!“

Und heute noch quält mich was daran, vielleicht macht es das Miterleben dieses Kampfes. Er war selbst nie ganz zufrieden damit.

Für mich wurde das Bild, das ich Strich für Strich aus der Hand des Meisters entstehen sah, zur Schule künstlerischen Schaffens. Alle Zwecke klärten sich in mir, alle Ziele rückten mir näher. Die ganze Kraft eines großen Werkes strömte von ihm auf mich aus. Wenn ich an alle meine Herren Professoren denke, Gott habe sie selig, was sie alles mir eingepaukt, mit was sie mich alles gequält, und an diese Stunden auf der Wiese am See, und ich wäge ab, was ich gewonnen, wie schnell all der tote Kram in die Höhe gegen die Schale voll lebendiger Kunst.

Der November kam darüber, der erste Schnee. Ich erinnere mich noch gut des Tages. Leichte Nebel zogen über den See. Silbergraue Stimmung. Leibl hatte eine ihm sonst ungewohnte Unruhe erfaßt. Er trat immer wieder zurück, packte da, packte dort an, plötzlich warf er die Palette ins Gras und atmete tief auf.

„Komm her.“

Ich folgte ihm. Das Bild war fertig. Seine Fassungskraft erschöpft. Jedes Mehr hätte dem Tropfen in ein volles Gefäß geglichen, der nur die Ruhe stört. Er sah mich an. Ich antwortete nicht. Lange betrachteten wir das Bild. Es war aus einem Guß, ein Stück Natur, in dem alle Kleinlichkeit des Details völlig aufging in der Größe der Empfindung. Ein Stück Natur, hindurchgegangen durch eine starke Künstlerseele, verklärt durch ihre eigene Harmonie.

Ein Mensch, ein Weidenbaum, ein Stück grauer Himmel und eine flache Wiese – keine Götter, keine Helden, keine Farbenpracht, nichts erzählt, nichts erträumt, – doch packt's einen wie Ehrfurcht davor.

So erhaben ist erlebte Natur. –

„Janz jut? Nich?“ fragte er plötzlich im Anschauen versunken.

Ich drückte ihm die Hand. „Dein Bestes vielleicht.“

„Das freut mich, daß du das glaubst.“ Er preßte mir die Hand fast ab. „Übrigens war es höchste Zeit, übermorgen muß ich nach München.“

„Übermorgen schon? – Schade! – Es war doch eine schöne Zeit!“

Die Augen wurden ihm feucht, mir auch. Wir fühlten beide, so schön kommt's nicht mehr, wir stehen vor einem Ende.

„Plagen habe ich mich jenug müssen mit dir, – Luuder –“ fügte er dann bei, seiner Bewegung sich schämend.

Er nahm das Bild und trug es wie einen Schild ins Haus. Wir trafen uns nicht mehr den andern Tag. Überhaupt nur mehr flüchtig, im Winter, in der Stadt, unter Menschen, auf Stunden. Dann nie mehr. Er wurde zum Einsiedler, ich zum Weltenbummler und Geschichtschreiber.

Voriges Jahr kam ich nach Berlin in die Nationalgalerie. Meine erste Frage an den Diener war nach Leibl. Ich eilte hin. Erst sah ich die herrlichen Dachauerinnen, dieses Werk eines Kraftgenies, dann als ich mich wandte, – den Jäger!

Es stieg mir in der Kehle auf, und mein Blick trübte sich. Seit dem Novembertage am See hatte ich das Bild nicht mehr gesehen. Den Meister deckte seit einem halben Jahr die Erde.

Es war ein seltsames Prüfen und Betrachten von uns beiden, dem Jäger und mir nach 26 Jahren; und der Perdry schielte so mißtrauisch heraus aus der saftigen Wiese.

Was da alles aufstieg, zu mir sprach: Die Jugend, die Heimat, der tote Freund und Lehrer, die erste Begeisterung, der erste Schaffensdrang, die ersten Sonnen und Sterne, die längst verblichen! Ich würgte an meiner Bewegung. Ein Herr sah schon ganz erstaunt bald auf mich, bald auf das Bild. Was war denn gar so Bewegendes daran? –

Da kam allmählich der Friede über mich, der Friede des Sees, der Wiese, des Weidenbaumes, des selbstbewußten Jägers dort, festgestemmt auf vaterländischer Erde; er wird über jeden kommen, der sich darein versenkt, und es ist kein anderer als der Friede des großen Künstlerherzens, das damals am Ufer des Sees so kraftvoll schlug im Bilden und Schaffen.

Und wenn ich je Gutes geschaffen, es steht in unmittelbarer Verbindung mit diesem Bilde, und deshalb soll es dieses Buch schmücken, in dem manches, ich weiß es gewiß, ganz im Sinne des großen Meisters geschrieben steht.

Alle Jahre kommt die Zeit, dann zieht es mich hinaus mit geheimnisvoller Kraft, es ist die Zeit, in der all die ewigen Kräfte sich losringen aus der Mutter Erde – der Frühling! Wenn der Auerhahn balzt, die Schnepfe zieht, jägerisch ausgedrückt.

Da hilft alles skeptische Lächeln dagegen nichts, aller kühle Rationalismus, aller Verstandeshochmut, alle Antiromantik und Poesielosigkeit der Zeit, das holde Wunder geschieht nicht nur um uns, registrierbar und kontrollierbar, sondern auch in uns, in unsern tiefsten Tiefen; Kindheitsempfindungen, holder Glaube, sehnsüchtiger Drang, unbewußte Liebe, gewaltsam verschüttet, tausendfältig verhöhnt, verleugnet, steigen wieder auf, die öden Räume unseres Herzens füllend, aus denen wir sie vertrieben, die Fackel des Lebens entzündet sich von neuem, glorienhafter Schein dringt in die tiefsten Schatten und verscheucht daraus all das giftige lebensfeindliche Gewürm, das wir darin gezüchtet uns zur Pein und Not.

Das Schloß liegt am Ammersee. Im Januar waren es vierhundert Jahre, daß meine Sippe darauf haust. Denken Sie sich vierhundert Jahre das Bild davon im Auge von Geschlecht zu Geschlecht, die Bodenkraft, die Liebe vererbt von Vater auf Sohn, wie das in Fleisch und Blut übergehen muß, tausend Wurzeln schlagen. Es sind noch Eichen da, die mit dem Geschlecht aufgewachsen – Greifenberg heißt das Schloß.

*„Von Greifenberg die Greifen
Kommen mit Singen und Pfeifen –“*

steht in dem alten Raumerschen Turnierbuch.

Hans, der letzte Greif, starb mit zweihundert bayrischen Rittern als Gefangener Saladins auf dem Marktplatz von Konstantinopel durch das Schwert, und sein letzte Wort, ehe sein Haupt fiel, war ein Gruß an die Heimat, sein Greifenberg. Er war der Letzte seines Stammes. Das Lehen